

Zeitschrift: Zappelnde Leinwand : eine Wochenschrift fürs Kinopublikum
Herausgeber: Zappelnde Leinwand
Band: - (1920)
Heft: 7

Artikel: Die stiefmütterlich behandelte Nebenrolle
Autor: Proskauer, Martin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-731816>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die stiefmütterlich behandelte Nebenrolle.

Von Martin Broskauer.

Immer wieder fällt mir auf, mit welcher Sorgfalt sich der moderne Regisseur der großen Rollen des Films annimmt und wie sehr er oft die kleinen nebensächlichen Rollen (Arzt, Diener, Bote, Dienstmädchen) ihr Untalent zeigen läßt. Natürlich gibt es Ausnahmen; ich habe Filme gesehen, in denen jeder einzelne, bis auf den letzten Komparsen, sein Bestes hergab und sich diszipliniert und spielend in das Ganze einfügte, getrieben und bezwungen vom kräftigen, temperamentvollen Können des Regisseurs; aber im allgemeinen werden die kleinsten Rollen stark vernachlässigt; man hat den Eindruck, als ob die Schwierigkeiten der Regie so groß sind, daß man froh ist, wenn die kleinen „Solo-Statisten“ notdürftig den Sinn ihrer Rolle darstellen.

Und doch darf man hier kein Sich-Bescheiden und Nachgeben kennen; je mehr die Qualität der Produktion durch die großen, hervorragenden Spieler steigt, um so wichtiger wird das Herausarbeiten der kleinsten Partien.

Da ist zunächst der Diener, der wohl in jedem Spielfilm (und auch in allen andern) vertreten ist. An ihm wird viel gesündigt. Meist erscheint er als altes, weißhaariges Faktotum, der etwas tapprig mit leicht gekrümmten Händen durch die Szenen geistert und durch hochgezogene Augenbrauen und Kopfschütteln seine Teilnahme am Geschick der Herrschaft bezeugt. (Wohlverstanden — ich rede hier von den gleichgültigen Dienerrollen, die für den Gang der Handlung vollkommen unerheblich sind und die nur deswegen vom Filmautor in das Manuskript geschrieben werden, weil doch schließlich jemand die Türen öffnen und die Briefe bringen muß.)

Daß der Diener trotz aller gut und böse gemeinten Kritiken häufig noch falsch angezogen ist, kommt auch hinzu. Immer wieder sehe ich ihn in betretter Uniform, mehr wie ein Zirkusstallmeister aussehend, oder er läuft den ganzen Tag in weißen Strümpfen herum — beides sehr verfehlte Anschauungen vom „herrschaftlichen“ Leben. Der Diener erscheint überhaupt viel zu häufig auf der Szene. Denn es gibt im wirklichen Leben heute nur sehr wenige Häuser, in denen ein Diener (oder gar mehrere) den ganzen Tag um die Herrschaft bemüht sind. Vor allem in Gutshäusern (kleinen Schlössern) ist der Diener im Nebenberuf noch allerlei; er hilft im Garten oder im Stall und erscheint nur, um bei Tisch aufzuwarten oder bei großer Gesellschaft. Aber für die kleinen Arbeiten des Alltags, Briefe bringen usw., ist auch dort heute irgendein weiblicher Diensthote zur Hand.

Diese filmmäßige Vorstellung vom Kammerdiener mag vielleicht den Idealen niederer Schichten entsprechen, die sich einen Grafen nicht vor-



Offi Oswalda in „Valutamädel“.

stellen können, wie er sich allein eine Tasse Kaffee eingießt — aber lebens-echt ist sie nicht und sozial erfreulich ist sie auch nicht. Daß ein strebsamer Komparse, dem eine solche Solorolle zufällt (im Programm wird er ja leider nicht genannt) das Menschenmögliche aus „seiner“ Szene macht und selbst neben dem „Star“ als selbständiger Spieler glänzen will, ist ja begreiflich; aber im Interesse des Films muß da der Regisseur mit harter Hand eingreifen und das jäh aufschießende Talent zu seiner ihm zukommenden Zurückhaltung zurechtstutzen. Auch Ungezogenheiten in der Maske, wenn ich so sagen darf, sollten nicht durchgehen; selbst der treueste Diener (vierzig Jahre bei derselben Herrschaft, nimmt an allem herz-
innigen Anteil) darf nicht mit einer weißen Perücke herumlaufen, die auf den Rockfragen stippt; kein „Herr“ läßt sich von solchem unappetitlichen Gefellen bei Tisch aufwarten.

Die zweite „Anfechtung“ ist der Arzt. Ich meine wieder nur den namenlosen, kleinen Darsteller, der auf Augenblicke in der Szene erscheint, sich über ein Krankenbett beugt, ein Rezept schreibt und verschwindet. Auch da sind Spiel und Maske häufig eine Parodie auf die Wirklichkeit. Es gibt hier Ärzte, die mit so unerhörter Schnelligkeit den Tod oder schwere Krankheit feststellen, daß sie wegen Leichtfertigkeit der Ärztekammer an-gezeigt werden müßten; denn mehr als Pulsfühlen und Behorchen der

Brust wird nicht markiert. Und erst das Aussehen — da gibt es (noch schlimmer als beim herrschaftlichen Diener, bei dem das „einheitliche“ Gesicht zum Beruf gehört) ein Schema, das zum Verzweifeln ist. Warum klebt sich der Arzt einen langen, schönen Vollbart an (wie etwa der „Hüttenbesitzer“ früher gespielt wurde), der ihn zum Friseurkopf stempelt statt zum Gelehrten? Dabei kennt jeder genügend Ärzte, um zu wissen, wie sie aussehen. Die älteren sehen wohl noch wie „Professoren“ aus (aber schon aus hygienischen Gründen höchstens mit kurzem Vollbart). Die jüngeren aber sehen aus wie bürgerliche Männer, glatt rasiert oder mit englischem Schnurrbart, straff, gesammelt und aufmerksam, und nicht der alberne Typ des schönen Mannes von ehemals, wie es mancher Filmdoktor uns vorlügen will. In früheren Zeiten gab es auf der Bühne eisern feststehende Masken, und wenn z. B. ein dicklicher, älterer Herr mit goldblonden Favorits an den Bäckchen kam, wußte man sofort: der Herr Kommerzienrat. Die Filmbühne ist langsam auf dem Wege, für die Nebenrollen in ähnliche Schematisierung zu geraten; man soll sich davor hüten; denn nur der Film hat ein Anrecht, als Kunstwerk gewertet zu werden, der bis in die kleinste Rolle echtes Leben, dargestellt durch echtes künstlerisches Temperament, bietet.

Musik und sonstige Geräusche bei der Filmvorführung.

Zunächst muß ich die Herren Kinomusiker bitten, bei dieser Überschrift nicht empfindsam zu zucken; ich will damit zusammenfassend alle Töne bezeichnen, die als begleitende Phonetik während eines Filmspiels in Betracht kommen. Die Wichtigkeit der Musik im Kino ist heute unbestritten und bedarf keiner Beweisführung. Sie hat zwei Aufgaben. Einmal soll sie alle unvermeidbaren, kleinen, aber doch störenden Nebengeräusche (wie Sitzknarren, Schritte neuer Zuschauer usw.) vom Bewußtsein des Kinobesuchers fernhalten, gleichsam ein Schutz aus rhythmischen Tönen sein, der die Ohrnerven für die häßlichen Nebengeräusche unempfindlich macht. Schon das ist wichtig genug; denn wer öfter Gelegenheit hat, bei sog. Interessentenvorführungen in den Filmfabrikräumen Filme zu sehen, wird die schüßende Musik oft vermißt haben. Ich habe sogar gefunden, daß man auf optische Nebenerscheinungen, wie Taschenlampen, offene Türen u. dgl., reizbarer reagiert, wenn der Film ohne Musikbegleitung läuft.

So erleichtert die Musik zunächst das Konzentrieren aller Sinne auf das Filmbild. Noch wertvoller ist aber die andere Aufgabe, die ich als „musikalisches Nachmalen der Stimmung“ bezeichnen möchte. Viele Szenen,